

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

12.8.1923 (No. 32)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 32



12. Aug. 1923

Wilhelm v. Scholz / Ueber Gerhart Hauptmann.

Eine Predigt der Reife gegen literarische Jünglingsmoden.

In diesem Sommer wurden die Hohentwiel-Festspiele mit einer Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Der arme Heinrich“ eröffnet. Das Präludium dazu bildete ein feierlicher Akt im Stadigarten zu Sinaen, bei dem sich, zwischen Musik- und Gesangsvorträgen, der Dichter Wilhelm v. Scholz mit der folgenden, weit über den Tag hinaus wirkenden Ansprache an das deutsche Volk wandte. (v. Scholz, ein früherer Offizier des Karlsruher Grenadier-Regiments, ist vom Landes-theater her durch seine Bühnenstücke „Der Jude von Konstanz“ und die „Vertauschten Seelen“ hier bekannt.)

Wir stehen hier auf dem Boden der deutschen Südmarch, der einzigen deutschen Grenzmark, an die befreundete Nachbarländer stoßen, entfernter Deutsch-Osterreich, und ganz nahe die mit uns Oberdeutschen in Kultur und Stammesart verwandte Schweiz, mit der und deren Geistesleben uns tausend Fäden verknüpfen. Vergewärtigen Sie sich, daß an fast allen anderen deutschen Grenzen, die kurzen Strecken der holländischen und der skandinavischen Grenzen ausgenommen, Feinde stehen, daß nur diese oberdeutsche Grenzmark nicht zerstükkelt und geschändet ist, sondern in freundlicher Berührung mit dem Nachbar leben kann. Dessen wollen wir uns zuerst dankbar bewußt sein und einen Gruß über den nahen Rheinstrom hinübersenden in das Land Gotthelfs, Kellers, Konrad Ferdinand Meyers und der anderen Meister, die von dort einst Werk und Gruß zu uns hergeschickt haben, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, nach Hebbels Tode, unbestritten unsere Dichtung führten. Und einen zweiten Gruß senden wir über den See ins Osterreich. Das ist einer der großen Zusammenhänge, die ich vor Ihnen ans Licht heben möchte: daß in unseren Festspielen, die hier in Oberdeutschland, hinüberwirkend nach der Schweiz und Osterreich, stattfinden, zuerst ein schlesischer Dichter zu uns spricht; daß auf unserer Bühne, die bald darauf einem Schweizer Dichter das Wort geben wird, ein Symbol geschieht der uralten geistigen Einheit der deutschen Stämme, dieser geistigen Einheit, die den Friesen Hebbel mit dem Züricher Keller, den Rheinländer Goethe mit den Ostpreußen Herder und Kant, die Westfalen Droste mit dem Schwaben Schiller, dem Wiener Grillparzer, die den Schlesier mit dem Elsäßer zu einem untrennbaren Ganzen verbindet. Dieser geistigen Einheit, die nicht von unseren seltenen, ach so seltenen Staatsmännern geschaffen worden ist und nicht mit dem Schwerte, sondern von den alle Jahrhunderte füllenden Männern des Geistes, den Schöpferischen in Leben und Kunst, mögen es Deutsche oder Schweizer, Minnesänger, Mystiker wie Meister Eckard, Suso, Tauler oder Reformatoren wie Luther, Zwingli, Calvin sein; mögen es Dichter, Musiker, Philosophen, Naturforscher, Geschichtsschreiber oder bildende Künstler sein. Im Gefühl dieser Einheit, die durch keine vorübergehende Gebietszerstückelung und willkürliches Grenzhineinziehen in das eine uralte Land berühmt werden kann,

wollen wir heute am Fuße des Hohentwiel das Werk des Schlesiens begrüßen und uns freuen der Land- und Volksbreite, die für ein Werk deutscher Sprache, deutschen Geistes Lebensboden ist, und der geistigen Weite, die so verschiedene Werke, wie eine Kellersche Novelle und ein Hauptmannsches Drama, in einer Sprache vereint.

Gerhart Hauptmann ist sechzigjährig und von seiner Generation, seiner Altersklasse der einzige, der über den künstlerischen Wert seines Werkes und seiner Leistung, ja seiner Persönlichkeit noch hinaus repräsentative Bedeutung gewann, zu dem die Erfolge seiner Bücher und Bühnenwerke, die Kämpfe um ihn und über ihn, die Meinungen und das öffentliche Interesse sozusagen zurückkehrten, um ihn über sich selbst hinaus zu einer symbolischen Gestalt zu steigern, die etwa so — wie Norwegens Dichtung durch Ibsen, Schwedens durch Strindberg, Rußlands durch Tolstoi im Bild der Zeit vertreten wurde — so heute Deutschlands Dichtung vertritt; nicht nur vor der Nation, sondern auch vor Europa, vor der Welt.

Ich will näher erörtern, was ich unter dieser symbolischen Bedeutung verstehe. Es kommt heute nicht so sehr darauf an, ob wir ein Werk Hauptmanns voll anerkennen oder ob wir ästhetische Einwände dagegen haben. Wenn wir uns zu ihm bekennen, so verpflichtet uns das durchaus nicht zu einer widerspruchsfreien Bewunderung, so heißt das vielmehr: wir nehmen lebendig teil an der deutschen Bewegung des Geistes, die bis jetzt für unsern Blick in Gerhart Hauptmann einen Gipfel an Bedeutung gewann; der vielleicht — das werden erst spätere Zeiten entscheiden — den hohen Gipfel an Leistung noch überragt. Machen wir uns diese Bedeutung Hauptmanns nach allen Seiten klar! Die Reichsregierung, an der Spitze der Präsident, hat den 60. Geburtstag Hauptmanns geehrt und mitgefeiert, in ihm gewissermaßen den Dichter des jetzigen Reiches geehrt, weil er aus dem mit der Sozialdemokratie zeitgenössischen und in der Tendenz verbundenen Naturalismus stammt, weil er also schon der noch ungeborenen Republik zugehörte, was auch durch die Nichtachtung, ja Ablehnung bestätigt wird, die ihm von den einstigen Denkern des Kaiserreichs zuteil wurde. Aber über der Parteibedeutung hat das Reich durch seine Teilnahme doch vor allem die deutsche Bedeutung des Schlesiens Hauptmann geehrt, indem es die vorjährigen Festspiele in Schlesien, in Breslau unterstützte und ihnen große Wirkung nach außen gab. Es war noch nicht lange gewesen, daß ein Völkerrichtsbruch gegen die Abstimmung der Beteiligten mit einem rüden „Gewalt geht vor Recht“ die Zerteilung Oberschlesiens, die Überantwortung deutscher Landessteile und Menschen an Polen gebracht hatte. Da wurde das Hauptmannsche Gesamtwerk in die Nähe der willkürlichen neuen Grenzen gestellt, als ein Wahrzeichen, daß das geistige Vaterland nahe ist und lebt. Und noch Wichtigeres hat das Reich in Hauptmann geehrt, was seinen Denkern immer zum Ruhme

gereichen wird: die deutsche Dichtung und die Kunst, die unter Wilhelm II. die letzten Stiefkinder des Staates waren, ja, die nicht nur vernachlässigt, sondern von höflichem Dilettantismus und liebedienerischer Msterkunst geradezu an die Wand gedrückt wurden. Mag es nun Verstand oder nur Glück sein, es bleibt als höchst ehrenvoll bestehen: das Reich feiert mit Betonung im ersten Jahrestag seines Bestehens einen wirklichen Dichter, einen bedeutenden Dichter, der längst europäisch geworden ist, der längst so rein als Dichter hervorgetreten ist, daß sein sozialistisch-naturalistischer parteilicher Anfang nicht mehr irgendwie für ihn charakteristisch genannt werden kann.

So sehen Sie immer mehr Zusammenhänge hervortreten, die sich an Gerhart Hauptmanns Namen und Werk knüpfen. Immer voller, immer lebendiger und beziehungsreicher wird seine Erscheinung unter uns im Spiel dieser von ihm ausgehenden, zu ihm zurückkehrenden, ihn umgebenden Kräfte. Aber noch eines anderen Zusammenhanges, der unabhängig ist von seiner deutschen und von seiner internationalen Bedeutung wie von der politischen Wichtigkeit, die er gewann, muß Erwähnung geschehen. Das ist der Lebenszusammenhang, die Reise, die ein Sechziger, wenn er eine starke Persönlichkeit ist, vor allen Jüngeren vorausgewonnen hat, vorausgewonnen haben muß. Es ist darüber gespöttelt worden, wie betont und wie lange man im vorigen Jahr Gerhart Hauptmanns Geburtstag gefeiert hat. Die Satire verstieg sich bis dahin, daß eine Karnevalsbelustigung dieses Jahr schon als „Vorfeier“ zu Gerhart Hauptmanns „siebzigstem Geburtstag“ angekündigt wurde. Ich glaube, man hatte mit dieser Kritik unrecht, auch im rein künstlerischen Sinne. Denken Sie daran, unter welchen Zeichen das künstlerische Leben der letzten Kriegsjahre und der Nachkriegszeit gestanden hatte. Sensationelle Moden meist unreifer, gescharter Gruppen von Jünglingen folgten einander mit Windeseile. Es war einer kaum zwanzig, da wurden seine immer wiederkehrenden Mängel und Schwächen von seinen Freunden als geniale Eigenart ausgerufen, und wenn er dreiundzwanzig war, kannte ihn niemand mehr. Die Schulprogramme, die Richtungen, die „Ismen“ jagten einander, von der nachwirkenden Psychose und Nervenzerrüttung des Krieges gepeitscht. Es erschien, als ob die einzige, wesentlich künstlerische Leistung, die Beachtung verdiene, entweder aus irgend einem jugendlichen Überschwang geboren oder nach Schulvorschriften und Gruppenprogrammen intellektualistisch zusammengestoppelt sein müsse. Vergessen war, daß gerade bei den größten Meistern erst die Werke der Reise die höchste und wesentlichste künstlerische Leistung, erst sie gerade die Neuerung bringen, auf die sich diese Jungen so viel zugute taten. Vergessen war, daß ganz gewaltig und genial, ein Neuerer mit jedem Pinselstrich erst der Rembrandt der Tuchmachergilde, nicht der junge Rembrandt war; wie erst der 90jährige Lizian der Dornenkrönung, der Goethe der Wahlverwandtschaft, der taube Beethoven der 9. Symphonie die neuen Wege der Kunst bestimmten. Die Öffentlichkeit erlebte nach dem Kriege die Kunst als den raschen, flüchtigen Ausbruch und Ausdruck der Leidenschaften, nicht als die Gestaltung und Darstellung des Lebens in seiner Entwicklung, seinem Beharren und Wachsen, seiner Ruhe und Bewegung, seinen durcheinanderspielenden Antrieben und seinen gehäuften Erfahrungen als das Ganze. Niemand wußte mehr etwas von der Goetheschen Lebenspyramide, die immer weiteren Überblick über die Welt zeigt, je höher man auf ihr steigt.

Da kam der 60. Geburtstag Hauptmanns wie ein Aufmerksamkeitszeichen. Und mit ihm wurde die Öffentlichkeit plötzlich inne, daß es in Kunst und Dichtung noch etwas Höheres, Dauerndes und Größeres gibt als die leidenschaftlichen Augenblickserschöpfungen, nämlich das Lebenswerk. Wenn nicht alles täuscht, so ist dieser Geburtstag Hauptmanns wirklich eine Grenzschleife im deutschen Kunstleben, das heißt in dem Verhältnis des Volkes, der Teilnehmenden zur Kunst, in der Einstellung der Menschen, der öffentlichen Meinung. Es ist vielleicht kein zufälliges Zusammentreffen, daß ungefähr zur gleichen Zeit, als Hauptmanns Lebenswerk durch seinen Festtag wieder in die Mitte der allgemeinen Aufmerksamkeit gerückt wurde, sich weithin schon die Einsicht Bahn brach, daß man, wenn man die unreifen Stürmer und Dränger am Ruder ließe, sehr bald am geistigen Bankrott, in der Dichtung vor allem bei der völligen Verwahrlosung der deutschen Sprache anlangen würde. Kein Einsichtiger verkannte, daß auch große Begabungen unter diesen jüngsten, etwas sehr lauten und lärmenden Parnassgenossen seien. Aber ebenjowenig konnte ein Zweifel darüber bestehen, daß die gute, große Zeit dieser Begabungen erst kommen würde, wenn sie selbst zur Lebensfülle, zur Entwicklung inneren Reichtums, zur Meisterschaft gekommen sein würden. Die Menschheit, die erst ihre wahnsinnige Nervenspannung und Über-

reizung durch den Krieg in der zügellosen, unorganischen, willkürlichen und ungestalteten Kunst dieser zahllosen und beherrschten, überall wie Pilze aus dem Boden schießenden Jünglingsbegabungen glaubte auslegen zu können, besann sich darauf, daß zu keiner großen Zeit der Kunst und des Geistes die Unreifen geherrscht haben, sondern immer die Reifen, und daß dieses sich plötzliche Vordringen der Unreifen nur ein kurz vorübergehender Zustand der Verwirrung sein könne. Ich möchte nicht den Verdacht erwecken, als ob ich hier mit irgend einer Überheblichkeit höherer Jahre die junge Generation aburteilen wollte. Ich möchte im Gegenteil betonen, daß meine ganze Hoffnung für die Zukunft Deutschlands, der Welt, auf der heute jungen Generation beruht, die durch so viel Höllen gegangen, durch Not und Elend hart gebrannt ist. Ich ehre und achte die Jungen und preise sie und uns um ihretwillen glücklich. Aber ich weise auf die Auswüchse hin, um im Gegensatz dazu Ihnen sagen zu können, was es heißt, Meister zu sein, als welcher Gerhart Hauptmann heute vor uns steht.

Es ist in der Kunst doch nicht anders als im Handwerk. Zu der Begabung, zum Genie, zum Temperament und den Talenten — die jugendlich herrlich, frei und ungezügigt hinbrausen können, wie beim jungen Goethe — muß dann die Erfahrung, die Besonnenheit, die Übung der Hand und des Auges, muß Zeit und Leben kommen, damit das große, das Meisterwerk entstehen kann. Und um des Glückes der Jugend willen, das sie besitzen, müssen die Jungen den Älteren die Führung und Meisterschaft willig überlassen, müssen sie heute in Gerhart Hauptmann den Meister ehren. Wenn sie auch in ihrem Wollen und ihren Zielen ganz anders gerichtet sind, als er, müssen sie bedenken, daß er wie sie als Kämpfer begonnen hat und daß, obwohl er seinen größten Wurf, die „Weber“, noch als Kämpfer schrieb, doch die Breite dieser kämpferischen Jugenddramen heute nicht mehr lebendig ist und weit zurückstehen muß hinter den Meisterwerken, in denen all das, was Hauptmanns Jugend bekämpfte, Stil und Formung, Phantasie und Spiel, Gedanke und großer Zusammenhang, plötzlich voll mit zu schaffen begann, in denen der Aufstürmer gegen die Tradition, gegen die durch Jahrhunderte aufgehäuften künstlerischen geistigen Werte und Normen zu seinem und unserem Glück ihr Erbe geworden war. Und dieser Weg, den Hauptmann gegangen ist, ist wohl der einzige, der zur vollen Meisterschaft führt: daß man aus der Mitte seines Ichs, aus dem noch eng umgrenzten Eigensten der Persönlichkeit beginnend, immer mehr hineinwächst in die Welt, das All, in die Zeit und die Geschichte, immer mehr des Fremden, Weiten, zu seinem Eigensten hinzuerwirbt, immer sicherer vollendete Mitter beherrschen lernt und über das beschränkte Wollen und die stets nahen Ziele einer, seiner Epoche das Wollen und die Ziele der Höhenzeiten in sich darzustellen sucht.

Diesen Weg ist am leuchtendsten Goethe gegangen. Aber auch in Hauptmanns Werk läßt er sich verfolgen. Es gewährt Gewinn und Genuß, zu sehen, wie nach dem Naturalismus der Frühwerke mit ihrer Alltagsprache, ihren Alltagsmenschen, allmählich schon, im Naturalistischen beginnend, die Gestalten größer und voller werden, und wie dann Rhythmus und Schwingen, Klang und Vers in Hauptmanns Sprache eintritt. Wie es unter den Verehrern Goethes solche gibt, die den Faust, andere, welche die Iphigenie am Höchsten stellen, solche, die in der Iphigenie, eine nicht geringe Zahl auch, die in der Prosa vom „Werther“ bis zu den „Wahlverwandtschaften“ seine höchste Meisterschaft sehen, so sind auch die Anhänger Hauptmanns in zwei Gruppen getrennt, in die Verehrer des Dramatikers und die des großzügigen Erzählers. Ich bekenne mich dazu, daß mir der Erzähler Hauptmann am Höchsten steht, daß ich in seinen erzählenden Werken seine größte Reife und Vollenbung sehe, und daß meine Liebe unter den erzählenden Werken wieder am meisten dem „Kreuzer von Soana“ gilt. An dem heroischen Idyll des „Kreuzer von Soana“ ist es ja am Leichtesten, Hauptmanns eigenstes Wesen zu erkennen. Diese Doppelheit des Heroischen und des Idyllischen ist auch in seinen Dramen. Sie ist gewandelt ebenso in „Hannele“, wie in der „Versunkenen Glode“, wie im „Armen Heinrich“ oder in „Elga“. Ich meine, daß wir den ganz ursprünglichen Hauptmann, sozusagen den reinsten Hauptmann, hier erleben, den, der als Bildhauer begann und sich, wie zuletzt jeder Bildhauer, der Antike verbunden fühlte und den es später nach Griechenland zog. Den Bildhauer Hauptmann, der vom Leib, vom Primitiven, vom Unkomplizierten ausgeht, und den in der Dichtung am meisten die Darstellung der einfachen, urtümlichen, unabänderlich menschlichen Verhältnisse reizt, die unter den Landleuten der homerischen Zeit nichts anderes waren, als unter Tessiner Bauern heute. Und diese Ursprünglichkeit, von der mit dem Gewand des Individuellen auch das des Zeitalters hinweggleitet, stellt er in

die Tessinerberge, in diese Seenlandschaft, auf deren einsamen Gebirgspfaden noch homerische und vorhomerische Gestalten gehen, läßt er unter Tessiner Ziegenhirten und Weinbauern spielen.

Wer heute ein Deutscher ist, oder dem Volke Goethes, Beethovens, Dürers, Kants in Freundschaft zugetan, wird diese Zeit schwerster Prüfung, der Mißhandlung unserer deutschen Erde, des friedlichen Plünderns und Mordens nur ertragen können, wenn er sich durch seine Dichter zu dem großen, klaren, einfachen Fühlen erzieht, das älter, dauernder, ewiger ist als das rasch vergehende Jahrzehnt und Jahrhundert. Wenn er lernt, keine Landkarte mehr anzusehen, in welche die lächerlich kleinen Machthaber ihre willkür-

lichen Grenzen hineingezeichnet haben, sondern nur noch die mit den Gebirgen, Strömen und Meeren, Ebenen und Städten, die einer ungeteilten Menschheit gehören. Wenn er aus dem Erkennen des Uraltmenschlichen zu begreifen anfängt, daß es Schmach und Schande ist, Macht über andere, gar über ein anderes Volk ausüben zu wollen, und daß der Unterdrückte dem willkürlichen Machthaber so überlegen ist, wie es Christus am Kreuze seinen Henkern war. Sehen wir, von unseren Dichtern gestärkt, getrost in die Zukunft! Die fremden Machthaber, die uns knechten, wirft vielleicht schon das Jahrzehnt, sicher das Jahrhundert zu Staub. Wir, die wir nichts sein wollen als Menschen im ganzen tiefsten Sinne, wir bleiben, wir sind die Ewigen!

Martin Dibelius / Katholiken und Protestanten.

Der Codex iuris canonici (Kanon 1325 § 3) warnt die Katholiken davor, sich in öffentliche Disputationen mit Nichtkatholiken einzulassen. Der Freiburger Professor der katholischen Theologie, Engelbert Krebs, bemerkt dazu: „Wohl aber glaube ich, daß öffentliche Vorträge mit dadurch angeregten privaten Gesprächen viel zum gegenseitigen Verständnis und zum Frieden der Wahrheit beitragen können.“ Im Sinne einer solchen Verständigung hat Krebs bei der Heidelberger Tagung des katholischen Akademikerverbandes eine Vortragsreihe „Die Protestanten und wir“ übernommen, die nun, durch Anmerkungen ergänzt, im Druck vorliegt.¹⁾ Wenn ich mich als evangelischer Theologe dazu äußere, so möchte ich es in demselben Sinn der sachlichen Verständigung tun. Denn es wird nachgerade zu einer vaterländischen Notwendigkeit, daß die beiden großen Konfessionen mehr voneinander wissen und sachlicher als bisher ebenso das Gemeinsame ihres religiösen Besitzes würdigen wie die entscheidenden Motive, die ihrer beider Lebenswelten nicht in eins zusammenfließen lassen. Was wir im Interesse des ganzen Volkes anstreben müssen, ist dies: daß mehr sachliche Gespräche über die konfessionelle Grenze hinweg geführt werden. Das ist möglich, gerade wenn man sich über die Verschiedenheit der beiden Lebenswelten gar keiner Täuschung hingibt, und darum sollte es — unter Christen — auch möglich sein, ohne daß mißbilligende Zeugen gleich von bedenklichem Entgegenkommen gegenüber dem anderen Teil reden.

Mißverständnis und Polemik stehen einem solchen sachlichen Gespräch hindernd im Wege. Darum darf ein Versuch, wie ihn Krebs unternommen hat, schon dann begrüßt werden, wenn es ihm gelungen ist, im wesentlichen ohne Entstellung und Verzerrung ein Bild des religiösen Lebens auf der andern Seite zu zeichnen. Lauterkeit und guter Wille ist da fürs erste wichtiger als Vollständigkeit und Korrektheit. In diesem Sinn bedeutet die Schrift von Krebs einen wirklichen Fortschritt. Er versucht, aus dem geistigen Besitz der beiden Konfessionen Einiges und Trennendes in dreifacher Beziehung herauszuarbeiten: im Glauben an die Bibel, im Gebet und in der Liebestätigkeit. Er bemüht sich dabei, den Protestantismus mit freundlichem Blick zu betrachten. Gelegentlich wäre sogar etwas weniger Freundslichkeit dem Verständnis evangelischer Eigenart förderlicher gewesen. Denn der Verfasser neigt offenbar dazu, gewisse katholische Züge im heutigen Protestantismus zu überschätzen: liturgische Reformen, Verständnis für den Marienkult und die evangelische „Katholizität“ im Sinne Sonderhaus und Heilers werden von ihm doch wohl zu sehr mit dem Auge des Katholiken betrachtet, der die Hoffnung auf Rückkehr der Andersgläubigen zur römischen Kirche nicht aufgeben will. Gestärkt wird diese Betrachtungsweise auch durch die von Krebs zitierten Äußerungen einzelner Protestanten, die ihrer ganzen Einstellung nach denn doch nicht als Typen des heutigen Protestantismus angesehen werden können, Max Jungnickel und Hans Ehrenberg so wenig wie offenbar die ungenannten protestantischen Korrespondenten des Verfassers aus Pfarrer- und Laienkreisen. So wird die Übereinstimmung der beiden Typen christlicher Frömmigkeit eher über- als unterschätzt. Der Protestant wird sich natürlich dagegen wehren, daß der Verfasser den gemeinsamen christlichen, d. h. aus der Alten Kirche stammenden Besitz mit einem konfessionell klingenden Namen als „katholisches Erbgut“ bezeichnet, aber diese Verschiedenheit des Sprachgebrauchs soll uns, obwohl sich tiefer gehende Differenzen hinter ihr verbergen, denn doch nicht im sachlichen Gespräch stören. Es ist trotz allem ein

Gewinn — und ich hoffe, für beide Teile — daß ein katholischer Theologe den allgemein christlichen Zügen der evangelischen Frömmigkeit mit solchem Willen zum Verständnis nachgegangen ist und sich dabei bemüht hat, alle Richtungen des Protestantismus in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen.

Das Bild, das Krebs entwirft, würde schief sein, wenn neben dem Einigen das Trennende nicht zur Geltung käme. Krebs findet dies in der Stellung zur Kirche und zum kirchlichen Amt. Das, was den Katholiken vom Protestanten zutiefst unterscheidet, ist in der Tat der Glaube, daß in den institutionellen Größen der Kirche und ihres Amtes ein Stück göttlicher Welt in unsere Erdenwelt hineinragt. Der Protestant versteht beide Größen, auch wenn er Idee und Disziplin der katholischen Kirche bewundert, ja auch wenn er die Einheitlichkeit ihres Handelns für die eigene Konfession herbeiwünscht, doch mit dem Vorzeichen einer menschlichen Einrichtung voll geschichtlicher Bedingtheit — und das muß wieder dem Katholiken, auch wenn er die protestantische Frömmigkeit zu würdigen und zu verstehen geneigt ist, als eine unerträgliche Verkennung des Göttlichen in der Welt erscheinen. Jeder evangelische Dogmatiker, gleichviel ob konservativ eingestellt oder freigesinnt, bemüht sich, die Motive der christlichen Glaubens- und Lebenswelt unter alleiniger Verantwortung seines eigenen Gewissens zu persönlicher Weltanschauung auszugestalten; jeder seiner katholischen Fachkollegen muß zuerst und zuallermeist darauf halten, daß er die Kirchenlehre weitergebe und erkläre. Jenes erscheint dem Katholiken als ein Stedenbleiben im Subjektivismus — auch Krebs hat diesen Gesichtspunkt ausdrücklich betont —, dieses dem Protestanten als eine mit persönlicher Gewißheit schwer verträgliche Heteronomie.

Man kann von diesen Dingen nicht reden, ohne eine weitere grundsätzliche Frage zu berühren, die Frage des Weltverhältnisses. Daß Krebs an ihr vorbeigeht, ist nach meinem Gefühl der erheblichste Mangel seiner Schrift. Dem Katholiken ist die Kirche ein Stück Ewigkeit, heiliger Kosmos, der irdischen Welt und ihren Bedingtheiten entnommen; alle Beziehungen zu dieser Menschenwelt haben sich darum den unwandelbaren Lebensgesetzen jener heiligen Welt unterzuordnen. Dem evangelischen Christen ist nur sein persönliches Gottesverhältnis — mag es sich in bewußtem Besitz oder in immer strebendem Bemühen äußern — der Punkt, an dem er mit der Ewigkeit in Berührung steht. Sein Weltverhältnis kann von diesem Punkt aus gesponnen, kann aber von ihm aus auch gewandelt, gerichtet und vernichtet werden. Das gilt von Kultur, Beruf und Politik, es gilt aber auch von dem Kultus, der jenes Gottesverhältnis anregt, kräftigt und ausbaut, und von der Ethik, in der es sich ins Handeln umsetzt. „Welt“ im Sinne einer zeitlichen, wandelbaren, durch und durch relativen Größe ist also dem Protestant auch die weltliche Organisation seiner Religion, die Kirche. Und alle Protestanten, denen das noch nicht deutlich geworden ist, können von der weltgeschichtlichen Perspektive lernen, an die Krebs — dem Protestantismus zum Gericht — immer wieder erinnert: der Protestant habe dem Allzumenschlichen in der katholischen Kirche entfliehen wollen und habe sich doch dabei erst recht allen menschlichen Relativitäten ausgeliefert; denn die Freiheit seiner Theologie, die Übermacht des Menschentums in seinem Gottesdienst und auch die jahrhundertelange bestehende Bindung seiner Kirche an den Staat zwingt ihn, sich Menschen in die Hände zu geben. Das Urteil wäre und ist zutreffend, wenn es mit dem letzten Wort seine Richtigkeit hat. Aber der Protestant, der weiß, daß er in Kirche, wie in Ethik und Kultur ein Stück Menschenwelt vor sich hat, wird sich überhaupt niemandem in die Hände geben, sondern wird alle diese Weltbeziehungen jenem letzten außerweltlichen Wert unterstellen, dem er sich nach der Weise

¹⁾ Engelbert Krebs, Die Protestanten und wir. Einiges und Trennendes (Der katholische Gedanke. Veröffentlichungen des Verbandes der Vereine kath. Akademiker IV) 112 S. — München. Theatiner-Verlag, 1922.

seiner Frömmigkeit ahnend, glaubend oder schauend genächt hat, in dessen Wesen es aber begründet ist, daß er in keiner menschlichen Einrichtung rein und restlos Gestalt gewinnen kann.

Das ist der tiefste Grund aller der Momente, die Krebs als „Trennendes“ bezeichnet. Freilich gibt es auch hier ein Einendes. Denn bei gewissen exoterischen Weltbeziehungen, die nicht unmittelbar in der Sphäre des kirchlichen Handelns liegen, erkennt auch der Katholik bewußt oder instinktiv, daß er von dem christlichen Motiv aus unter eigener Verantwortung zu einem zeit-, ort- und personbedingten Handeln „weltlicher“ Art fortzuschreiten muß, wenn anders er jenem Motiv überhaupt Geltung in der Welt verschaffen will. Das wird vor allem auf dem Gebiet der Politik, namentlich der auswärtigen, der Fall sein, wo die Überlieferung und die jahrhundertelange Zucht seiner Organisation dem Katholiken eine instinktive Sicherheit verleiht, die dem Protestantismus wenigstens in Deutschland abgeht. Einen neuen und hervorragenden Beweis für die bewußt oder unbewußt richtige Mischung der christlichen und „weltlichen“ Elemente im außenpolitischen Handeln scheint mir der Brief des Papstes an den Cardinal Staatssekretär Gasparri zu liefern. Der Rahmen des Schreibens ist rein religiös-christlich: „Die

Aufgabe der Versöhnung und der Erneuerung der Völker und Individuen in Christo“ ist der Anlaß des Briefes, und sein Ziel kann nur erreicht werden „durch die außergewöhnliche Gnade Gottes“, um die zu bitten der Papst die christlichen Völker einlädt. Wo sich aber die Gedanken des Schreibens zu konkreten Vorschlägen verdichten, da ist die Rede von „den Gefühlen der sozialen Menschentliebe, auf die sich die Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft stützt“ und von der „aufrichtigen Völkerversöhnung, die die unerlässliche Vorbedingung auch für den . . . wirtschaftlichen Wiederaufbau bedeutet.“ Menschheitsvervollkommnung und Wiederaufbau aber sind nicht religiöse, sondern „weltliche“ Ziele, die hier von dem religiösen Motiv aus bejaht werden.

Ich verstehe, daß Krebs von der Politik geschwiegen hat, um den rein religiösen Gesichtskreis seiner Schrift nicht zu überschreiten. Mir aber schien es nötig, auf diese Probleme zu verweisen, weil ich glaube, daß es hier — bei vielem Trennenden in Fragen der konfessionellen Machtansprüche — doch auch ein Grundfähliches gibt, in dem sich zu verstehen unter Christen nicht schwer sein sollte. Für das gemeinsame Vaterland würden die Auswirkungen solchen Verständnisses gewiß nur segensvoll sein.

Lebrecht Mayer / Musik und Theater in Ettenheimmünster.

Zu den Klöstern gehörte unzertrennbar auch die Musik, und mit der Entfaltung ihrer kulturträgerischen Tätigkeit wuchs auch die Pflege der Kunst. Musikschulen wurden eingerichtet, um die Singchöre und Kapellen zu erneuern und zu vervollständigen. Sie waren oft der Stolz der Mönche und erzeugten musischen Wettstreit, der auf die öffentliche Wertschätzung der Tonkunst nur höchst nützlichen Einfluß ausüben konnte. Möchte dabei die ursprünglich rein kirchliche Musik hin und wieder verweltlichen — häufige Klagen fehlen nicht — so wurde sie doch auch vor Einseitigkeit bewahrt und bereitete in ihrer Mannigfaltigkeit vielen um so größere Freude. Tätigen Eifer für schöne, reiche Musik findet sich zu verschiedenen Zeiten in manchen badiischen Klöstern; besonders aber in Ettenheimmünster, wo sie nicht nur der Hebung des Gottesdienstes galt, sondern auch veredelnder Unterhaltung. Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Klosters begünstigten den Erfolg dieser Pflege, und seine Äbte zeigten förderndes Verständnis für solches Bestreben.

Durch ein „Jahrbuch“ des Konventualen Pater Karl Will, das unverfehrt in den Besitz der Landesbibliothek Karlsruhe gelangte (Handschr. 69), ist verlässige Kunde eines Zeitgenossen in aller Bescheidenheit, doch nicht ohne gewissen Stolz, auf uns gekommen. So berichtet dieser Chronist zum Jahr 1710: „Unter dem regierenden Herrn Prälaten hat in Wälde unser Gotteshaus einen ziemlich guten Namen bekommen, maßen der Gottesdienst auf das allerbauulichste gehalten wird; trug daher auch vor allen andern umliegenden Gotteshäusern wegen der zierlichen Musik das prae havon; wessenwegen denn auch viele Herren von unterschiedenen Orten solche anzuhören hierhergekommen und fattsam vergnügt werden.“ Und späterhin: „Aus Anlaß der Geburt des markgräfl. Prinzen wurde ein Dankfest gehalten, wozu die patres conventuales die Musik produciert haben.“ Bedauerlicherweise äußert sich Will nicht näher über die Art dieser Festmusik, aber etwas ausführlicher läßt er sich 1711 vernehmen, als Franziska Sibylle mit dem damals neunjährigen Erbprinzen Ludwig Georg das Kloster mit Besuch ehrien: „Weilher, was sich in diesem Jahr denkwürdiges zutrugen, ist, daß Ihro hochfürstliche Durchlaucht die verwittibte Frau Markgräfin zu Baden-Baden, Francisca Sibylla Augusta, denominirten Oberlandesregentin, mit ihrem durchl. Erbprinzen Ludovico, samt einer großen Menge Herren und Bedienten ad festum St. Johannis Baptistae hieher zu kommen und gnädigst belieben lassen, welche dann an besagten Tag mit einem Spiel von Teütschen Versen — darzu die Music . . . R. Willt, damaliger Canzlist zue Gengenbach, künstlich und wohl componirt — mit aufgehängten sinnreichen Symbolen und Emblematen, so auf das . . . Haus Baden Baden alludirten, in der Sanct Vandelin's Kirch empfangen worden: darob hochgedachte Frau Markgräfin wie auch der durchl. Erbprinz ein gnädiges Wohlgefallen erzeiget. Daß Mittagswahl wurde im Garten, weiln das Wetter gar favorabel, unter aufgemachter Lauber-Hütten und grünem Gezelt eingenommen, da dann alles splendide und magnifice hergegangen. Gegen Abend aber seindt . . . die Frau Markgräfin samt ihrem jungen S. Erbprinzen und mitgenommener Hoffstaat wohl vergnügt von hier zue Mählberg wieder angelangt und hat das Gotteshaus nit wenig Ruohm, Lob, und Ehr dervon getragen.“

Daß auch wichtigere Ereignisse als Fürstinnenbesuche ihre Feier durch Musik erhielten, versteht sich von selbst: als 1715 der „allgemeine Friede aller Orten bekannt gemacht und publicirt

worden, und männiglich sich herzlich darob erfreuet, haben auch Ihre Hochwürden . . . in allhiefigen Gotteshauses-Closter-Kirchen eine herrliche Comoedi in festo S. Johannis Baptistae nach einer zu vor solennissime gehaltenen Primis spielen lassen, welche Comedi über das Thema Finis belli pax (Des Krieges Ende, der Frieden), R. P. Franciscus Müncher aus dem Gotteshaus Schuttern, hier postulirter Philosophiae et Theologiae Professor . . . mit teütschen Versen künstlich zu aller gegenwärtigen fattsamem Vergnügen componirt, welche einige uners Gotteshauses professi musicalisch aufgesetzt. Die Menge der . . . Gätten ware sehr groß, unter welchen die hochw. Herren Praelaten Augustinus, Abt zue Gengenbach, Martinus, Abt zu Tennenbach, Ihro Excellenz . . . Praesident der . . . Regierung Baron von Sickingen gewesen. Auf den Abend gegen 8 Uhr oder später wurde ein Feuerwerk gehalten, welches aber nit allerdings wohl ausgefallen: jedoch ist selbiger Tag mit größtem Jubel und Freuden begangen und geschlossen worden.“

Dieses Stück, offenbar ein Stagspiel, scheint sich nicht erhalten zu haben; wenigstens findet sich weder Text noch Musik in den sonst zahlreichen Handschriften aus Ettenheimmünster. Vermutlich aber trug es inhaltlich einen Charakter, der sich mit der Würde seiner Schaubühne, der Kirche, einigermaßen vertrag. Allegorische Figuren, Personifikationen, werden dabei die Rollen vertreten haben.

Aber nicht nur bei Gottesdiensten wurde erbaulich gespielt und musiziert: Bei einem blühenden Priesterstudium, wozu Herr Generalfeldmarschall Graf von Zollern, der Stadthalter Baron von Sickingen, Prälaten nebst anderen hohen Herren sowohl geistliche als weltliche von Adel sich eingefunden hatten, wurde nach beendigtem Gottesdienst das Mittagswahl unter einer vollkommen-schönen Musik eingenommen.“

Solche musikalische Leistungen waren nur durch fleißiges Einüben möglich. Und daß man diese Studien nicht nur als mühsame Spielerei auffaßte, geht aus manchen Tafeln hervor: Schon Abt Franziskus (1653–1686) hat die Musik als Lehrgegenstand im Kloster festgesetzt und die Patres Lehmann und Vogler als Musiklehrer angestellt; er selbst war ausgezeichnete Orgelspieler. Unter ihm wurden fünf Komödien im Kloster komponiert und aufgeführt. So vor 1673 die Flucht nach Aegypten und der Kindesmord in Bethlehem in lateinischen Dialogen und Gesängen. Spätere Zeiten waren auf vollständigere Form bedacht: in einer Uebersetzung von 1773 singen die Hirten in diesem Mysteriespiel deutsch. In einer lateinischen Komödie auf den Geburtstag des Abts treten auf: Gott Vater, ein Dichter, beliebte allegorische Personen: Gerechtigkeit, Friede, Wahrheit, Mitleid usw. Ein anderes Stück hieß Leontius, mit fünf Darstellern. Wahrscheinlich ins 17. Jahrhundert gehört noch ein deutscher gereimter Dialog zwischen einem reisenden Arzt, alten Mann, alten Weib, Kaufherrn, dem Tode und einem Priester. Selnen Schluß bildet ein Gesang von 15 Strophen in schwäbischer Mundart. Der Inhalt dieser Komödie ist demnach bereits geistlich und weltlich gemischt.

Musikalisch hervorragend begabte Mönche hat Will in einer anderen Arbeit, die der Biographie bedeutender Ettenheimer gewidmet ist, namhaft gemacht. Da übte der Schweizer Pater Geman († 1630) nicht allein die Musik praktisch, sondern komponierte auch und verfaßte ein theoretisches Schriftchen: „Davidische Zither“. Pater Müller von Augsburg († 1714) ist Autor verschiedener wertvoller Musikalien. Pater Sommervogel von

Rippenheim galt als ausgezeichneter Flötist, Cellist und Sänger († 1729). Pater Monfort aus Hagenau i. El. studierte in Würzburg, ging zum Militär und nahm dann wieder seine Zucht zum Kloster, wurde Profef, lehrte Philosophie und Philologie, sprach französisch, italienisch, griechisch und hebräisch, auch er war Komponist und Musikschriftsteller. Pater Knab aus Schlettstadt i. El., Großkeller des Klosters und guter Musiker, betätigte sich als Kantor und Choralist. Ein Westermayer, Violinvirtuos und geschätzter Tonsetzer, hielt sich nach längerer Tätigkeit in Raftatt und Baden-Baden etliche Zeit im Kloster „mit allem Beifall“ auf, bei „befommenem guten Gehalt“ und mit „reichlich gestiftetem musikalischen Nutzen“: so F. v. Voecklin in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Musik“ (Freiburg 1790). Vom musikalischen Fortschritt in Ettenheimmünster gibt

der gleiche Voecklin gegen Ende des 18. Jahrhunderts einige wertvolle Nachrichten: „Hier ist die Musik in die erste Klasse der Klostermusik zu setzen. Mit Mühe und Vergnügen hörte ich hier öfters und jedesmal die der Tonkunst zur Ehre Gottes, zur Erbauung und Erquickung geweihte Stücke so harmonisch, so sanft melodisch, so schön concertirend, und in reinem angenehmen Ausdruck spielen und absingen, auf welche Weise mir deshalb weder Herz noch Ohren irgendwo in einem andern schwäbischen Gotteshaufe jemals befriedigt worden sind.“ Und weiter noch: „Der große Neubauer hatte sich eine ziemlich lange Zeit über in Ettenheimmünster aufgehalten und darinn sein musikalisches Licht und seinen edeln Geschmack verbreitet. Nun schließen Sie daraus, was da für ein Tonkunstgeist herrsche und annoch von solchem für die Zukunft zu erwarten siehe.“

A. M. Frey / Der Rabe.

Ein Schlitten klingelte auf der Landstraße hinter mir heran. Ich wollte ausweichen, trat in den hohen Schnee zur Seite, da rief eine Stimme klar durch die sonnige Luft: „Guten Morgen! Wo wollen Sie hin?“

Der Schlitten hielt. Das kleine Pferd warf die bereiften Rüstern in die Höhe und stieß Dampfswollen aus wie ein feuerstrebender Drache.

Ein Mann in Pelz und Decken reichte mir die Hand. „Wo wollen Sie hin?“ wiederholte er. „Kommen Sie wenigstens ein Stück weit mit. Raum genug im Schlitten!“

Es war der Arzt des kleinen Odtorfes, in welchem ich ein paar Wochen der Ruhe und Erholung verbrachte. Ich hatte einen längeren Morgen Spaziergang beabsichtigt, ohne besonderes Ziel — so ließ ich mich nicht lange bitten und nahm neben dem Doktor Platz.

Als der Gaul klingelnd weiter zottelte, erfuhr ich dies: man hatte den Doktor heute morgen telephonisch angerufen — von droben, vom Odtorfhaus, das auch im Winter bewirtschaftet wurde, als Unterkunft für die sonntäglichen Sportleute aus der Stadt. Die junge Wirtin lag in Kindesnöten. Es schien schlecht mit ihr zu stehen. Nun mußte er hinauf, so rasch wie möglich. „Begleiten Sie mich doch, bei diesem prächtigen Wetter“, schlug er vor. „Proviant habe ich genug für zwei. Wir fahren bis an den Fuß des Odtorfes und können von dort aus, wenn wir tüchtig, aber ohne uns abzuheizen, steigen, in drei Stunden oben sein. Der Pfad ist ausgeschauelt. Den Rückweg machen wir mit dem Rodel. In zwanzig Minuten sind wir unten.“

Ich überlegte nicht lange, sondern sagte zu, was ihn zu freuen schien.

„Und die schwere Instrumententasche?“ frug ich. „Wie wollen Sie die hinaufschleppen?“ — Ich hatte sie nämlich schon zwischen uns am Boden des Schlittens gefühlt.

„Der Knecht wartet unten mit dem Maultier“, erklärte der Doktor. „Die Tasche wird es besser haben als wir. Wir müssen zu Fuß hinauf.“

Eine Weile saßen wir nun schweigend, ein wenig schläfrig von der stillen Kälte und den gleichmäßigen Glöckchen. Hier und da ein schnalzender Ruf des Kutschers, ein Klatschen der Zügel. Vorbei ging es an wenigen Häusern, die in den Schnee geduckt lagen — von deren Dächern friedlicher Rauch stieg. Wir streckten und reckten den Körper behaglich unter der mehrfachen Haut von Kleidern und Decken, blinzelten in die Winter Sonne und sahen mit leisem Bedauern den dunklen Wald näher kommen, von wo aus die Arbeit für uns begann. Kein Mensch war zu sehen im weiten Tal, kein Schlitten auf der weiten Straße. Das einzig Lebendige waren ein paar Vögel, die krächzend in ziemlicher Höhe gegen die Wälder zu strichen — schwarze Segler durch die Sonne mit langsamem Flügelschlag.

Der Schlitten bog nach rechts. Wir kamen in den Schatten des Berges.

Am Fuße des aufsteigenden Pfades wartete etwas Bierbeiniges, daneben ein Mann. Als wir bei ihm waren, rief der Doktor ihm zu: „Wie steht's mit der Frau?“

Der Bursch nahm die Pfeife aus dem Mund. „Schlecht, schlecht“, sagte er nur, und der Doktor frug nicht weiter.

Wir zogen die Pelze aus, ließen sie im Schlitten und schickten den Kutscher heim. Schnell war der Bergesel bepackt. „Gehen Sie nur voraus“, befahl der Doktor dem Knecht. „Sie steigen doch geschwinder.“

Das Maultier strebte kräftig voran und der Mann folgte in dem langsam-hurtigen Schritte der Gebirgler. Bald waren beide um eine Wegbiegung verschwunden.

Wir stiegen fast gemächlich. Eine lange Zeit, ohne viel zu sprechen. Es wunderte mich, daß der Arzt keine größere Eile trieb. Er schien diesen Gedanken bei mir zu vermuten, denn plötzlich blieb er schnaufend stehen und sagte: „Ich hab mir's angewöhnt, bei diesen weiten Wegen nicht zu hasten — in dringenden Fällen am allerwenigsten. Ich tue meine Pflicht, aber ich setze meine Gesundheit nicht daran. Weder mir noch meinen Patienten wäre damit gedient. Ich sage mir auch immer: wenn wir aufgehalten werden sollen, wenn es das Schicksal will, daß wir zu spät kommen, in kritischen Augenblicken des Lebens — unseren eigenen oder des Lebens unserer Mitmenschen — dann kommen wir zu spät, und stünd' uns Faustens Feuermantel zu Gebote. Sehen Sie nur dieses ungläubliche Blau des Himmels! So nah und rein — man meint es streicheln zu können — und doch so tief wie die Unendlichkeit. Und die dunkelgrüne Tanne davor, wie ausgeschritten!“

Wir wanderten weiter und kamen in die Sonne. Sie brannte uns auf die Sweater, daß wir am liebsten uns ausgezogen und nackten Körpers die heiße Kälte genossen hätten.

Aber sie brannte nicht länger als eine Stunde. Sie wurde matter und matter, während wir in einer kleinen offenen Hütte, die leer stand, rasteten und dem Rucksack ein wenig Proviant entnahmen. Wir aßen im Stehen, an den Tür Rahmen der Hütte gelehnt, denn wir wollten gleich wieder weiter.

Da rauschte es über uns, und keine zehn Schritt entfernt ließ ein Rabe sich auf den Weg nieder.

„Merkwürdig“, sagte der Doktor, „die Tiere sind sonst so scheu.“ Der Vogel drehte den Kopf hin und her, äugte zu uns herüber und wagte sich drei Schritte vor.

„Vielleicht leidet er starken Hunger.“ Ich warf ihm ein Stückchen Käse zu. Er aber flog erschrocken auf und in die Bäume.

„Die Raben!“ sagte der Doktor und spähte ihm nach. „Es ist merkwürdig, wie die Tiere gerade hier von der Bevölkerung, unseren sonst so gutmütigen Bayern, gehaßt werden. Sie meinen, die Vögel bringen Glend und Tod.“

„Der Rabe ist bei der großen Masse nie beliebt gewesen“, warf ich ein. „Ihm hastet immer etwas Fragwürdiges — Unheimliches an.“

Der Doktor packte seinen Rucksack zusammen. „Aber in dieser Gegend ist der Aberglaube ganz besonders entwidelt“, erklärte er eifrig. „Sehen Sie, gerade der Odtorfswirt, zu dem wir wollen, ist einer von denen. Seit seine Mutter, die alte Schwabin, voriges Jahr einen jungen Raben, den sie hilflos unterwegs gefunden, mit hinaufgebracht hat und im selbstgezimmernten Bauer hält, ist der Teufel los im Haus. Der Herbststurm reißt das halbe Dach weg. Bierzehn Tage darauf, bei den Ausbesserungsarbeiten, bricht er selbst, der Wirt, durch einen Sturz den Arm. Einen Monat später mußte ich hinauf, da starb das jüngste Kind. Und jetzt hat er die große Not mit seinem Weib. — Daran kann nur das schwarze Vieh schuld sein. Passen Sie auf, wenn wir hinaufkommen, ob er nicht davon anfangen wird. — Es hat schon Streit und Zwietracht geseht wegen dieses Vogels. Die Alte will ihn nicht hergeben, der Sohn will ihm den Hals umdrehen.“

Wir traten aus der Hütte, da saß der Rabe wieder auf dem Weg und näher als vorher. Er blieb auch ruhig hocken.

„Jetzt fällt mir etwas ein!“ rief der Doktor. „Das ist am Ende der zahme vom Odtorfshaus. Der ist ihnen droben angekommen! Wenn wir ihn erwischen könnten! Wir könnten der alten Frau keine größere Freude machen, als ihr den Ausreißer wieder bringen.“

Wir suchten ihn also zu haschen. Er ließ uns nahe herankommen. Der Doktor spannte seine Zoppe aus wie ein Netz und wollte sie ihm überwerfen.

Der erste Versuch mißlang. Aber bei dem zweiten entrannt der Vogel knapp seiner Gefangennahme. So ging es noch ein paar mal. Dem Tier fiel es nicht ein, aufzusteigen. Es machte stets im lezten Augenblick ein paar rettende Hüpfen und blieb frei.

„Es muß der zahme Rabe sein!“ sagte der Doktor. „Sonst wäre er doch schon längst auf und davon.“ Wir verschaukelten uns und begannen von neuem. Wir gerieten ganz in Eifer bei der Jagd. Ich suchte unserem Wilb den Weg abzuschneiden, es dem Doktor in die Arme zu treiben.

Zimmer und immer wieder mißlangen unsere List. Es war mir schließlich so, als hätte das Tier uns zum besten. Und dem Doktor mochte es ähneln ergehen, denn er kam förmlich in Wut und brachte nun erst recht nichts zustande.

Plötzlich richtete er sich auf und sagte: „Teufel, sind wir denn närrisch, hier unsere Zeit zu vertrödeln! Jetzt aber schleunigst weiter!“ Ich muß gestehen, daß auch ich unser Ziel vergessen gehabt hatte.

Der Doktor sah nach der Uhr. „Eine halbe Stunde verloren“, murmelte er, indes er voranschritt.

Mittlerweile war des Himmels Bläue verschwunden und die Luft wie undurchsichtiges Glas geworden. Ein paar Flocken kamen aus grauen Höhen.

Der Doktor hob den Kopf und blinzelte durch die Brillengläser. „Das gefällt mir wenig“, meinte er. „Wir haben beinahe noch ein Drittel des Weges vor uns. Wenn wir nur in keinen Schneesturm geraten!“

Weiter kommen wir bergauf — ein wenig schneller als früher. Ich sah noch einmal zurück. Der Vogel war verschwunden. — Der Pfad wurde steiler. Es begann dichter zu schneien, aber die Luft war ruhig. Mehr und mehr verblaßten die nahen Bergzüge. Wir sahen bald nichts mehr als den Weg vor uns, die nächsten Tannen ver-schwimmend im Wesenlosen, und das stetige weiße Geriesel aus grauer Luft. Wir spürten keinen Hauch, aber in den Wipfeln der schützenden Bäume wurde ein Brausen wach, das sich stoßweise verstärkte.

Als wir an die Stelle kamen, wo der Wald aufhörte, blies uns ein starker Wind über den Kopf; der letzte Anstieg lag vor uns: ein kahler Hang, der in Serpentinaen zu bewältigen war. Dort oben stand das Haus, erspähen konnten wir nichts von ihm, wir sahen keine dreißig Fuß weit.

„Dort geht der Weg“, sagte der Doktor und wies auf den halb-verwehten Pfad. „Also vorwärts!“ Er stapfte voran, ich folgte. Die Winde schienen von allen Seiten zu kommen. Sie sprangen den steilen Hang herauf uns in die Augen — und tollten vom Gipfel herab uns zwischen die Füße.

Der Doktor blieb stehen und putzte die erblindete Brille. „Wie weit haben wir noch?“ frug ich. — „Bei gutem Wetter eine kleine halbe Stunde. Wäre die Luft klar, müßten wir das Haus schon entdecken.“ Er blickte vor sich: „Jetzt wird's bedenklich. Der Weg ist ganz verweht. Kaum kann man noch erkennen, wo er zu suchen ist. Aber was hilft es? Durch müssen wir.“

Er watete weiter. Jeder Schritt wollte erkämpft sein. Wir staken bis zu den Knien, bis zu den Hüften im Schnee. Ich nützte des oranschreitenden Spuren. Herz und Lungen taten schwere Arbeit. Manchmal riß der Sturm uns um. Wir sanken in die Knie, soweit es möglich war, oder fielen nach hinten. Und wir konnten froh sein, so tief im Schnee zu stecken, sonst wären wir den Abhang hinabgerollt.

Da tauchte etwas vor uns auf, ein paar Gestalten, zwei Mägde in Hosen und ein Knecht, alle drei vom Odlopphaus. Sie waren mit dem Ausschauen des Weges beschäftigt — eine vergebliche Arbeit.

„Wie weit ist's noch?“ frug der Doktor.

„Zehn Minuten“, sagte der Knecht. „Das heißt, dreiviertel Stunden bei diesem Wetter. — Ihr könnt nicht fehl gehen! An den Biegungen stecken Schaufeln und Pfähle im Schnee.“

„Wie geht's der Frau?“

„Schlecht, schlecht.“ — Die Mägde schauten schen und neugierig.

„Ist der Franz schon oben?“

„Ist schon oben mit der Tasche.“

„Also weiter!“ Diesmal ging ich voraus. Der Sturm nahm zu, je höher wir kamen. Unablässig tanzten die Flocken. Und es stäubte von unten herauf und wirbelte von oben herab. Wir zwangen Fuß vor Fuß, konnten manchmal mitten im Schritt nicht weiter. Der Doktor mußte die Brille in die Tasche stecken. Die kleinen weißen Teufel verklebten die Augen, schossen in Nasenlöcher und Rachen.

Wir gewannen eine Biegung — da flatterte etwas Schwarzes dicht über den Schnee. Es schien von unten zu kommen und strebte zum Gipfel.

„Ein Rabe!“ schrie ich. Der Doktor hörte nicht, obwohl er nur zwei Schritte hinter mir war.

Ich blieb stehen, wandte mich um. „Doktor! Unser Rabe!“ wiederholte ich schreiend.

„Was?“ schrie er zurück und legte den Fäustling ans Ohr.

„Ein Rabe — ist eben — über den Weg geflogen!“

„Unjinn!“ erklärte er. „Bei dem Wetter fliegen keine Vögel. Sie sehen wohl schon Gespenster! Es wird Zeit, daß wir hinaufkommen und Sie etwas Warmes zu trinken erhalten.“

Er schob sich an mir vorbei und löste mich ab im Spurenstapfen. So stiegen wir endlos, wie mir schien — in Grau gehüllt — vom Sturm umtobt — von Schnee überschüttet — kaum noch wissend, was oben und unten sei. — Und wieder kam etwas Schwarzes uns quer vorüber, tief am Boden und ganz nahe beim Doktor. Diesmal von der Höhe her. Mein Begleiter hieb mit dem Stocke danach. Es gelang ihm, das Räsel zu erwischen und zu spießen. Tot hing es am Ende des Stockes und ließ die schwarzen Flügel hängen. Der Doktor nahm es ab und warf es mir zu. „Da haben Sie Ihren Raben!“ rief er lachend.

Ich hielt ein kurzes Tuch aus schwarzer Wolle in der Hand, wie es die Gebirgler im Winter um den Hals zu tragen pflegen.

„Das vorhin war doch ein Rabe“, behauptete ich und schob das Tuch in die Tasche.

„So?“ Bleiben Sie dabei?“ schrie der Doktor spottend. „Nun, dies ist jedenfalls keiner. Und vorhin — das war auch keiner. Ihr Rabe — der war dies Tuch, als es bergauf gepeitscht wurde. Jetzt hat der Sturm es wieder bergab gepeitscht.“

„Wem mag es gehören?“ frug ich. „Hoffentlich niemandem, dem in diesem Höllentanz etwas zugestoßen ist.“

„Hoffentlich nicht. Nur der Gedanke an das Suchen nach einem Berunglückten wirkt heute schon sinnlos.“

Eine gute halbe Stunde mühten wir uns noch, dann hörte endlich das Steigen auf. Wir kamen auf eine Fläche, von der der Sturm jeden Schnee gefegt hatte. Aber wir mußten noch eine geraume Weile umherirren, bis wir im undurchsichtigen Trubel — mehr durch Zufall, als durch planmäßiges Vorgehen — auf das Haus stießen.

Wir traten ein — schüttelten den Schnee aus den Kleidern — rissen die Mützen herunter — schnauften erlöst.

Der Wirt trat uns entgegen und begrüßte uns schweigend. Wir traten in die warme Wirtsstube. „Nun, Schwab, was ist mit Eurem Weib? Ist das Kind vielleicht mittlerweile schon gekommen?“ frug der Arzt und wuschte sich den triefenden Bart.

„Nein — das Kind, nein“, sagte der Mann tonlos. „Ich weiß nicht — seit einer halben Stund rührt sie sich nicht, seit einer halben Stund nicht mehr. Die letzte Nacht — Jesus, war das eine Plage!“

„Ich komme sofort hinüber“, beruhigte ihn der Doktor. Er zog noch den Rod aus und sagte zu mir: „Lassen Sie sich was Warmes geben.“ Dann verschwand er mit dem Wirt.

Ich sah mich um im Zimmer, empfand das Geborgensein wie eine unbegreifliche Wohltat. Das Heulen und Wirbeln draußen schien etwas nachzulassen. Hier innen jedenfalls wars mollig und still. Nur das Krachen der großen Tannenscheite im grünen Ofen unterbrach die behagliche Ruhe. Und es wollte mir gar nicht in den Kopf, daß ein todkranker Mensch in der Nähe meines zufriedenen Auf-atmens liegen könne.

Saubere Tische — bequeme Bänke — eine Spieluhr — grünes Tanneneisig an den Holzwänden — in der Nähe des Kachelofens etwas wie ein Käfig, rohgezimmert. Das mochte der Kasten für den Raben sein, von dem der Doktor schon unten erzählt. Ich spähte flüchtig hinein. Er war, wie ich erwartet hatte, leer.

Man schien mich vergessen zu haben. Es kam niemand. Ich hätte gern etwas genossen, aber angesichts der außergewöhnlichen Umstände wagte ich nicht, mich bemerkbar zu machen.

Nach einer Weile ging die Tür. Eine der Mägde, die unten am Wege geschafft hatten, trat ein. „Grüß Gott, Herr“, sagte sie, schälte sich aus mehrfachen Umhüllungen und zog die Haube ab, die einen wirren Blondkopf über einem roten Gesicht enthüllte. Dann trat sie an den Ofen und wärmte sich die Finger. Dabei fiel ihr Blick auf den Tisch. „Mein Tüchel!“ schrie sie freudig auf.

Ich hatte nämlich das schwarze Tuch, das wir unterwegs gefunden, dorthin gelegt. „Gehört es Ihnen?“ frug ich.

„Freilich!“ sagte sie und nahm es fast liebevoll. „Der Sturm hat mir's weggerissen. Ich dank Ihnen, Herr, daß Sie's heraufgebracht haben.“

Sie wurde beredt. Sie schien den Drang zu fühlen, durch eine kleine Unterhaltung sich erkenntlich zu zeigen. „Haben Sie auch den Raben gesehen unterwegs“, begann sie.

„Einen Raben?“ frug ich und stellte mich verständnislos.

„Freilich! Sie waren noch nicht lang an uns vorbei, da ist einer den Berg heraufgeflogen, aber ganz tief am Boden.“

„Es wird Ihr Tüchel gewesen sein, das der Sturm herumgewirbelt hat, und Sie haben es für einen Raben gehalten. So was kann einem schon passieren.“

„Nein, nein, mein Tüchel hab ich selbige mal noch gehabt. Grad wie der unfrige hat er ausgehaut, der Rab!“

Sie trat an den Käfig. „Hansel!“ rief sie. Es rührte sich etwas drinnen.

„Ist denn da ein Vogel eingesperrt?“ frug ich erstaunt.

„Freilich, unser Hansel doch!“ erklärte sie. „So ein lieber Kerl! Und niemand im Haus mag ihn, außer mir und der Großmutter.“ Sie hob die Hand an die Stangen und ließ sich in die groben Finger picken.

„Aber ich habe doch hineingeschaut vorhin und nichts entdeckt“, sagte ich.

Die Dorn lachte, daß ihre festen Brüste hüpften unter dem Wams.

„Aber Herr, wo haben's denn da Ihre Augen gehabt?“ — Plötzlich wurde sie verlegen und ernst. „Unsere Frau — was ist mit der? Was hat der Herr Doktor gesagt?“

„Ich weiß noch nichts“, antwortete ich.

„Da werd ich fragen“, erklärte sie und ging zur Thür.

„Dann ich nicht eine Suppe bekommen oder sonst etwas Warmes?“ rief ich ihr nach.

„Ich werd schauen“, sagte sie, und verschwand.

Es wurde heller im Zimmer. Das graue Gewölbe verzog sich. Nur vereinzelt sanken noch Floden am Fenster vorbei. — Ich trat an den Käfig. Der Rabe krächzte freudig entsezt auf, als er mich, den Fremden, sah. Er war zutraulich. Er rückte nah ans Gitter, ließ sich streicheln, sträubte das Gefieder, machte sich rund und schlug mit Flügeln und Schwanzfedern einen leisen Wirbel. Dazu gurgelte er behaglich. Ich zog die Uhr und hielt ihm das Gold hin. Er geriet in Entzücken und wirbelte stärker. — Aber plötzlich wurde er mager und falsch, bekam Augen, die brannten wie schwarze Blut unter der tückisch niederen Stirn. Und dann hatte er, blitzschnell nach vorn geworfen, in meinen Daumen, daß er blutete.

Im gleichen Augenblick kam jemand herein. Ich steckte die Uhr ein und trat zurück. Eine kleine Alte im spärlichen grauen Haar brachte einen Teller dampfender Suppe.

„Dank schön, Mutter“, sagte ich. „Nun: wie geht es der Schwieger-tochter?“

„Hab's eh gewußt: ist nicht zu retten und zu helfen“, erwiderte sie mürrisch und murmelte noch etwas, das ich nicht verstehen konnte. Da sie beharrlich, während ich die Suppe löffelte, neben mir verweilte, hielt ich ihr meinen zerhackten Daumen hin: „Da seht, das hat er getan — Euer Rabe.“

„Hätten Sie ihn halt in Ruh gelassen! Was geht Sie der Rab an?“ zischelte sie giftig. „Niemanden geht er was an, wie mich! Höchstens daß die Leni noch zu ihm reden darf. Die ist gut mit ihm. Aber Ihr andern — Ihr alle seid ihm feind. Soll Euch nur in die Finger hacken — immer kräftig hacken und sich wehren!“ Sie lachte lautlos und humpelte zu dem Kasten.

Draußen war eine gedämpfte Stimme zu hören. Der Arzt trat ein, und hinter ihm der Wirt. „Das ist freilich schlimm, Schwab“, sagte der Doktor und rückte seine Brille: „aber Sie werden sich in das Unvermeidliche zu fügen wissen.“

Der Angeredete blieb stumm in der Mitte des Zimmers, wie angewurzelt. Er war ein untersehter Mensch mit offenen, beinahe kindlichen Zügen und großen hellen Augen, die starr und hilflos durch das Zimmer wanderten. Sie blieben am Käfig haften und bekamen plötzlich Leben. Der kleine Mann hob die Hände. „Das Luder ist schuld, das Schindluder!“ sagte er heiser, ging auf den Käfig zu, riß das Gitter auf, daß es zerbrach, und fing den Kreischenden mit wütendem Griff. Die Mutter fiel ihm in den Arm — sie konnte es nicht hindern, daß er ausholend das Tier zu Boden warf. Doch war es ihm vorher halb entwischt, so daß es nicht allzu heftig aufschlug, es taumelte und flatterte zur Dede.

„Pfui, Schwab, mäßigen Sie sich!“ rief der Arzt empört. Die Alte schaute jammernd in die Höhe. Der Wirt stand ernüchtert durch das Mißlingen seiner Tat und beschämt durch den Zuruf.

Da kam die Magd mit einem Imbiß für den Doktor, und durch die halbgeöffnete Thür rettete sich der Vogel hinaus auf den Gang. Rufend und bittend folgte ihm die Alte.

„Was hat denn das heißen sollen, Schwab“, meinte der Doktor einlenkend und sekte sich an den Tisch. „Ein unschuldiges Tier so zu mißhandeln?“

Wortlos fiel der Wirt auf einen Stuhl und warf den Kopf aufschluchzend in den Arm.

Der Doktor erhob sich langsam und strich dem kleinen Mann über das Haar. „Weinen Sie“ sagte er leise, „weinen Sie nur, aber wüten Sie nicht gegen Ihre Umgebung.“

Der Kleine hob den Kopf. „Unschuldig? Ein unschuldiges Tier, sagen Sie? — Das Vieh ist schuld an allem.“

Der Doktor wollte etwas erwidern, zuckte aber nur die Achseln.

„Das viele Unglück in der letzten Zeit, und heute das aller-schlimmste! Er hat es hergezogen — von weit her — der elende Vogel! Und er hat andere Raben angelockt, die haben Unheil mitgebracht!“ Es klang etwas Geheimnisvolles durch seine umflorte Stimme:

„Vorhin ist einer am Fenster gefessen, eine halbe Stunde bevor Sie gekommen sind, und hat unverwandt auf die Frau im Bett geschaut, ich bin zwei, dreimal hinaus, da war er jedesmal weg. Wohin, hab ich nicht sehen können bei dem bösen Wetter!“

„Schwab“, sagte der Doktor begütigend, „Sie werden sich getäuscht, werden sich versehen haben.“

„Wie kann man sich versehen, wenn am hellen Tag ein Rab vor'm Fenster hoct, und er schaut einen an, und man schaut ihn wieder an!“

„So arg hell war der Tag nicht.“

„Ich hab ihn gesehen“, sagte der Mann trozig.

Der Doktor war fertig mit essen und erhob sich: „Also lassen wir den Raben. — Noch einmal, Schwab: Sie tun mir herzlich leid. Behalten Sie den Kopf oben. Was es für Sie zu besorgen gibt, unten im Dorf, werd ich heute noch erledigen. Meine Tasche muß der Knecht gleich hinunterschaffen. — Wahrhaftig, da kommt die Sonne durch.“

Er wandte sich an mich: „Ich denke, wir werden uns auf den Weg machen.“

Ich war einverstanden. Wir zogen uns an, indes der Wirt aus seinem Vorrat ein paar gute Schlitten auswählte. Dann nahmen wir Abschied. Der Kleine gab uns stumps und gleichgültig die Hand. In der Nähe des Ausgangs drückte sich die Alte herum. „Der Hansel ist fort“, murmelte sie, „der Hansel ist fort.“

Eine gute Strecke mußten wir wieder durch den hohen Schnee stapfen und die Rodel nachzerren, aber der Abstieg über den Hang bei klarster Luft war ein Spaziergang gegen die Mähen des Vormittags.

Während des Weges frug ich: „Oben wollte ich nicht in das Gespräch eingreifen, aber ich habe wohl richtig aus ihm entnommen, daß die Frau gestorben ist?“

„Beide sind tot, die Frau und das Kind“, erwiderte der Doktor. Und nach einer Weile fügte er mit Überwindung hinzu: „Ich kam ein wenig zu spät. Eine halbe Stunde vor unserer Ankunft muß sie noch gelebt haben. Vielleicht hätte ich da noch helfen können. Wäre der Schneesturm nicht gewesen —“ er brach ab.

Ich wollte sagen: Wäre der Rabe nicht gewesen. Aber ich unterließ es.

Wir stapften schweigend weiter. Bald standen wir an der Stelle, wo der Weg in den Wald ging. Das Unwetter hatte dem geschützten Boden nichts anhaben können. Bergab in steiler Linie zog die feste weiße Bahn.

Seitlich am Wege lag etwas Schwarzes. Ich hob es auf. Es war ein toter Vogel. Er hatte ein rotes Band um den Fuß.

„Der ist von oben. Weit ist er nicht gekommen — hat wohl innere Verletzungen gehabt“, sagte der Doktor. Und spöttelnd fügte er hinzu: „Nehmen Sie ihn mit, als Erinnerung. Sie scheinen mir ja mehr auf dem Standpunkt von Schwab zu stehen, als auf meinem.“

Ich grub ein Loch in dem seitlichen Schnee und legte das tote Tier hinein.

„Ich stehe auf gar keinem Standpunkt“, erwiderte ich. „Ich beobachte nur, weise nichts von der Hand und halte nichts für unmöglich.“

„Zum Beispiel, daß Raben Unglück bringen?“

„Zum Beispiel, daß Raben Unglück bringen können. Nämlich, dem, der daran glaubt. Wenn der Mann felsenfest überzeugt ist von der unheilvollen Sendung des Vogels, so hat der Vogel ihm wirklich Unheil gebracht.“

Der Doktor entgegnete nichts. Er machte sich bereit zur Abfahrt.

Die späte Sonne lugte durch die Tannen, und ein letzter Wind zog durch den Wald. Gleich überreichen Blüten rieselte Schnee zu

Boden — wir horchten auf: ein leises Klirren wie das Klirren von feinem Glas ging durch die Luft. Der Wald selber schien zu tönen. Das waren die Eiszapfen an den schwanken Zweigen, die der spürende Hauch aneinander stieß und erklimmen machte.

Der Doktor fuhr voraus. Ich folgte ihm, als er in aufstäubender Schneewolke verschwunden war. So sausten wir auf schnellen Rodeln zu Tal.

Paul A. Schmidt / Abendweg.

Du Weg, an Wiesen hingedehnt
Mit Grillensfang und Müdenspiel,
Weit in den Abendfrieden hin
Fühst meine Unrast du an's Ziel.

Und allen Stimmen lausche ich
Die tief in mir und um mich sind,
An fernen Bergen, blau in blau
Schlaftraft ich mit dem Abendwind.

Und Bäume stehn alleengleich
Im zarten Duft von Abendgrau,
O, armes Herz, wie bist du reich!

Dich quält kein Schicksal, streift kein Tod,
Weithin liegt deiner Seele Rand
Verdämmernd wie das Abendrot.

Hermine Maier-Heuser / Der letzte Froschlebensmann von Reichenau.

Wenn in warmen Sommernächten der Mond nach vieltausend-jähriger Gewohnheit sich im Bodensee spiegelt, unbekümmert, ob die sieben Schwaben nach ihm stehen, oder ein Mägdelein ihn anseht, dann machen die Frösche von ihrer Seeseligkeit vollen Gebrauch und quaten nach Herzenslust. — Die ehemaligen Bewohner der Reichenau waren, wie die Chronik vermeldet, nun dem Gequatsche der Frösche abhold.

Diese Aussage wird durch den Tatbestand erhärtet, daß auf der Insel Reichenau noch bis vor etwa hundert Jahren ein erbliches Lehensbestand, dessen Eid dazu verpflichtete, in warmen Sommernächten mit langen Stangen den Fröschen auf die Köpfe zu tupfen, damit sie erschrocken in ihrem Gesang innehielten.

Gut Rosenstauden auf der nördlichen Seite der Insel war das erbliche Lehens der Fortschrittler, deren Tuppererei besonders erwünscht war, wenn liebe Gäste auf dem schönen Eiland im See weilten.

Erysgon Froschlager, ein jungmütig Blut, hatte von seinem Vater das Froschlehen erbt und den Lehenseid abgelegt. — Sein Herz aber war nichts weniger als frohsinnig; er ging auf Freierszügen. Die schöne Ursula von der Wirtschaft zum Fischkasten hatte ihm eingeheißt! Sie selbst aber war dieser Tätigkeit zum Trost, kalt und stolz, wie ein strenger Winter, und wann er von Liebe zu reden sich anschickte, so tat sie immer, als triebe Grundeis auf ihres Herzens Grund. Der Seewind blies kalt, die Frösche saßen tief eingefroren im Strandschilf und Sumpf und gaben sich das bekannte Goethe'sche Versprechen, daß sie im Sommer wie Nachtigallen singen wollten, was sie jedoch frei nach Goethe nicht taten, sonst wäre dem Erysgon die Bitternis, die die Schattenseite vieler irdischer Dinge ist, erspart geblieben. Er hätte ja am liebsten schon vor dem Frühling Hochzeit gemacht, und seine braunen Augen suchten ernstlich die schwarzen der Ursula, die trotz ihres Glanzens nur von Herzensgrundeis sprachen.

Ingrimmig stand er Abend um Abend um den Fischkasten herum oder trank gar ein Glas um's andere, aber gerade jetzt, wo er so schön Zeit hatte, ging die Sache nicht von statten. Mit dem kommenden Frühling schmolz auch seine Hoffnung dahin, doch das Mädel schien mit der Jahreszeit zu gehen, — sie taute auf.

Langsam zwar und zäh, aber sie taute.

Ob das Gut Rosenstauden, das gar lieblich im Frühlingskleid prangte, ins Gewicht fiel, ist nie an den Tag gekommen, an den Tag kam nur, daß sie dem schmuden Erysgon so gegen Johanni das Eheversprechen gab. Vergessen war der lange Winter. Weg war das Grundeis, — — vergessen auch die Lehenspflicht, denn just am ersten Abend, an einem Donnerstag wars, an dem die Ursula den Erysgon bestellt hatte, unter der Linde beim Fischkasten, just an dem Abend quaten die Frösche. Quak, — quak, — keine Ahnung von Nachtigallenfange!

Doch, — im Kloster war ja kein Besuch, — also nur ruhig gequakt! „Quak, — quak!“ ahnte übermütig die Ursula nach und umfaßte den glücklichen Erysgon im Dunkeln. — Gottsdonner konnte die küssen! — Da! — — Narren ihn seine Ohren? — Täuschen ihn seine Augen?

Das Zeichen zur Pflicht wird gegeben.

Klostergäste sind da, die vor den Fröschen Ruhe wollen, er muß zur Stange.

Die schwarzäugige Wirtstochter wehrt sich.

Nachdem sie sich die Süßigkeit so lange verspart hat, will sie sie auch kosten.

Jedoch der Erysgon — hebt warnend den Finger. — Pflicht ist Pflicht.

Er reißt sich los und rennt zum Strand. So wütig ist wohl noch nie ein Froschlebensmann hin und her gerannt. — Hopp! — —

Er schlägt ins Wasser, daß es spritzt. Das war nun doch kein Tupfen mehr, und die Frösche erschrakten so, daß sie baß verstümmten.

Es bleibt auch still, und der Froschbändiger geht nach dem Fischkasten zurück. Nirgends aber ist eine Ursula. Finster das Fenster, finster die Wirtstube, kein Pfiff, kein Seufzer, kein Jodler hilft. Fast frierend geht der Einsame, nachdem der Mond längst sein Seebad genommen, nach Rosenstauden. — — — — — Vierzehn Tage muß er nun frönen und gut Wetter machen bei der Ursula, bis sie ihn wieder am Abend erwartet. Vorsichtig erkundigt er sich, ob keine Festgäste kommen. Alles scheint zu klappen. Gemüthlich erblickt das Gequatsche durchs Dunkel, und Erysgon geht mit seiner Liebsten am Strand Arm in Arm. Sie ist ganz sommerfelig und friedlich. — — Weit draußen auf dem See kommt ein großer Mädel näher und näher. Doch der Erysgon sieht und hört nichts. Auf einmal sieht und hört er doch etwas. Das Zeichen zum Tupfen. So spät noch Gäste? — — Auf, auf Froschlebensmann, zur Stange! — — —

Wie er diesmal die Frösche tupfte, hat nie jemand erfahren. Einige Leute wollen unzählige tote Frösche am nächsten Morgen am Ufer gesehen haben. Die Ursula war aber auch diesmal unsichtbar, als er zurückkam, und blieb kalt bis zur Hochzeit.

Die Frösche und die Besucher auf Reichenau aber mein en es gut mit dem jungen Ehemann, und der Winter fand ihn vollständig im Dienst seiner Lehensfrau auf Rosenstauden.

Langsam bereitete er sie beim Nehestücken auf seinen Sommerdienst vor. „Quak, quak“, machte sie dann und lachte, und zur Zeit des Sommerdienstes hielt sie ein kleines Büblein im Arm. Das war ihr gute Gesellschaft, wenn der Mann beim Sommerdienst war, auch wenn es die Augen zu hatte. Diese Augen jedoch waren nicht gleichfarbig. Eines war braun und eines blau. „Meine Urgroßmutter hatte zwei blaue, das war eine Ausnahme in der Familie“, erzählte die Herrin von Rosenstauden, „und wir kommen mit einem davon.“ „Mir langt eines“, murmelte fast unverständlich der Froschlebensmann und ging zur Stange.

Nach einigen Jahren wurde das Froschlehen abgeschafft und in eine Geldabgabe umgewandelt.

„Gut, gut“, brummte der Erysgon Froschlager, und ließ sich seines Eides entbinden. Dabei murmelte er abermals kaum verständlich: „Gut, gut, der Bub hätt's so wie so nitt mache dürfe, mir langt ein blau's Aug'!“